



Der Kampf gegen die Seuche

Walter Lindner ist Ebola-Beauftragter
der Bundesregierung. Ein Abenteurer,
der die Welt retten will

Walter Lindner in Bo, Sierra Leone – ein Mann, der ständig auf dem Sprung ist



Das Grab eines namenlosen Babys auf einem Ebola-Friedhof in Disco Hill bei Monrovia, Liberia

Walter Lindner, der Ebola-Beauftragte der deutschen Bundesregierung, ist krank. Er liegt in seinem Zimmer im Mamba Point Hotel in Monrovia, der Hauptstadt Liberias. Eine Grippe womöglich, eingeschleppt aus Europa, glaubt Lindner. Er war schon fünfmal hier im Krisengebiet, so etwas ist ihm noch nie passiert. »Ich muss aufpassen, dass ich kein Fieber bekomme«, hat er gesagt, bevor er sich hinlegte. Wer Fieber hat, gerät in Verdacht, Ebola zu haben. Jetzt verschlüft Lindner ein Mittagessen in der Residenz des deutschen Botschafters und den Besuch auf einem Seuchenfriedhof. Am Morgen hat Lindner sich noch durch einen Termin geschleppt, den ersten auf seiner Reise durch Westafrika. Er besuchte eine Krankenstation, die vom Deutschen Roten Kreuz und von der Bundeswehr betrieben wird. Weiße Zelte, Pfleger und Ärzte in gelben Schutzanzügen, die Krankenstation der Deutschen sieht aus wie einer dieser Orte, an denen im Krieg gegen das Virus

die Front verläuft. Aber in Liberia infizieren sich keine Menschen mehr mit Ebola, und die Ärzte hier kümmern sich längst um Patienten mit ansteckenden Alltagskrankheiten, Malaria, HIV, Cholera. Demnächst soll die Station abgebaut werden. Einen Ebola-Patienten hat sie nie gesehen. Sie ist die Kulisse eines Kampfes, der anderswo entschieden wird. Etwas ist falsch gelaufen mit der deutschen Ebola-Hilfe. Es ist nicht so, dass die Deutschen in Afrika nicht helfen wollten. Aber sie kamen zu spät. Walter Lindner soll aufholen, was andere versäumt haben. Er ist ein Mann auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Deshalb quälte er sich an diesem Morgen im März, einem Tag, so feucht und heiß wie jeder hier, über Schotterwege von Zelt zu Zelt, umschwärmt von Sanitätsoffizieren in Tarnfleck und bestaunt wie eine Zirkusattraktion. Lindner ist 1,98 Meter groß, Schuhgröße 48. Seine Haare würden ihm auf den Rücken fallen, hätte er sie nicht zu einem

Pferdeschwanz gebunden, und sein Kinnbart ist eine Kopie des Kinnbarts von Frank Zappa. Walter Lindner, 58 Jahre alt, hat den bürgerlichsten aller Berufe ergriffen, um ein Leben im Glanz des Abenteurers zu führen: Er ist Diplomat. Aber er sieht nicht aus wie einer. Was nicht seine Schuld ist, wie er findet. Sondern die der Diplomatie. Lindner bekam von einer jungen afrikanischen Krankenschwester eine Desinfektionsdusche erklärt, dann ließ er sich von der Bundeswehr eine ganze Sammlung Tabletten gegen seine Krankheit geben. Auf den Packungen ist der Bundesadler abgedruckt. Ibuprofen. Antibiotika. Paracetamol. »Paracetamol? Was ist das?«, fragte Lindner. »So was wie Aspirin«, antwortete der deutsche Botschafter, ein Mann, knapp zwei Köpfe kleiner als Lindner, dem der Hitzeschweiß das sorgfältig gebügelte Hemd versaut hatte. »Gut«, sagte Lindner. »Nehme ich alles.«



Im UN-Helikopter. Rechts im Bild Laura Sustersic, Lindners Frau. Sie ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe

Eigentlich geht Walter Lindner mit der angenehmen Sicherheit eines Mannes durchs Leben, der niemals übersehen wird. Aber nun wirkt er angeschlagen. Durch die Wände seines Hotelzimmers kann man hören, wie er in brummendem Bayerisch vor sich hin flucht. Er will gesund werden, er hat hier was vor. Lindner kann es nicht abwarten, ins Nachbarland Sierra Leone zu gelangen, wo immer noch Menschen an dieser tödlichen Seuche erkranken, wo während seiner Reise Notstandsgesetze gelten, Versammlungen verboten und Schulen geschlossen sind. Es gibt keine Medizin gegen Ebola. Es fehlt weiter ein Impfstoff. Ebola, das bleibt eine Bedrohung aus einem Albtraum, auch wenn sie in den deutschen Nachrichten keine Rolle mehr spielt. Das Virus muss aus allen drei Ländern verschwinden, Liberia, Guinea und Sierra Leone. Ein einziger Kranker kann die Epidemie wieder entfachen, und Walter Lindner hat von der Bundeskanzlerin den Auftrag erhalten, die deutsche Hilfe so zu koordinieren, dass Ebola bis zum letzten Patienten bekämpft wird. Als er im Herbst 2014 sein Amt antrat, steuerte die Epidemie auf ihren Höhepunkt zu. In Berlin standen damals Spitzenpolitiker vor den Kameras und kündigten an, sie wollten Ärzte nach Afrika schicken, Flugzeuge, eine Krankenstation.

Für die reichen Staaten des Nordens ist Ebola ein Testfall. Können wir eine Seuche an ihrem Ursprungsort eindämmen, bevor sie zu uns kommt? Sind wir in der Lage, Menschen in einer Weltgegend beizustehen, an der wir kein wirtschaftliches Interesse haben? Wenn Westafrika mal in den Zeitungen auftaucht, dann als traurige Heimat der Wagemutigen, die durch die Wüste und übers Meer zu uns gelangen wollen. Nächstenliebe ist einfach; humanitäre Hilfe bedeutet Fernstenliebe, Hilfe über Hindernisse hinweg. In diesen Wochen ist wieder die Rede davon. Man muss in afrikanischen Ländern eingreifen, heißt es, da-

mit sie nicht ins Chaos stürzen und immer noch mehr Flüchtlinge ihre Reise antreten. In Sierra Leone, Guinea und Liberia zeigt sich, wie ernst Europa es damit meint. Im Frühjahr 2015 ist das Ende der Epidemie in Sicht, die Zahl der Infektionen nimmt ab. Aber in Westafrika starben fast 11 000 Menschen an Ebola, das Virus hat Institutionen zerstört, uralte Rituale und Traditionen, es hat ganze Regionen um Jahrzehnte zurückgeworfen. Auch in Deutschland hat das Virus etwas angerichtet. Es hat die Schwächen eines staatlichen Apparats bloßgelegt, der auf einen medizinischen Notfall nach Bedienungsanleitung reagiert. Der Umgang mit einer Seuche ist darin nicht beschrieben. Irgendwo auf der Welt wird wieder eine Epidemie ausbrechen. Ebola, Lassa, eine gefährliche Grippe. Oder etwas Neuartiges, verursacht von Erregern, die noch unerkannt in Fledermäusen oder Ratten hausen. Im Berliner Kanzleramt sagen sie: Es kann nicht sein, dass die reichen Staaten den Kampf dagegen an Hilfsorganisationen delegieren. So etwas sei eine Menschheitsaufgabe. Walter Lindner ist der Mann, der die Sphäre der Berliner Büros und Konferenzsäle mit der Wirklichkeit Westafrikas verbindet. Kann er den Apparat umprogrammieren? Kann er dafür sorgen, dass Deutschland aus



Auf dem Ebola-Friedhof. Fast alle Helfer haben selbst Menschen an die Krankheit verloren



Lindner und seine Frau besuchen ein Ebola-Waisenheim in Lungi, Sierra Leone

seinen Fehlern lernt? Braucht es für die Fernstenliebe einen wie ihn?

Wer mit Lindner durch Westafrika reist, der erlebt einen Mann auf der rastlosen Suche nach den letzten Orten dieser Welt. Einen Unterwegsmenschen, der womöglich den Zukunftstypus des Diplomaten verkörpert, weil er dahin geht, wo die Krisen ihren Ursprung haben. Eine Woche soll seine Reise dauern. Lindner könnte in den Luxushotels der Hauptstädte bleiben und dort seine Gespräche führen, manche internationale Helfer sehen nichts anderes von Westafrika. Aber er möchte vergessene Dörfer besuchen, die Slums der Städte, und irgendwo im Busch hat er eine Verabredung mit einem Häuptling. Er sucht das Abenteuer, oder das Abenteuer sucht ihn, man weiß es nicht genau.

Lindner ist ein Troubleshooter, er war mal Leiter des Krisenzentrums im Auswärtigen Amt. Einige kennen ihn auch als den ehemaligen Sprecher von Joschka Fischer. Er stand damals in den Nachrichten immer hinter dem Außenminister, auf Staatsbesuch in Washington oder Peking. Lindner spielt Klavier und Querflöte und ist vermutlich der einzige Spitzendiplomat, der von sich sagt, im Herzen sei er Musiker. Sein Leben lässt sich als fortgesetzter Versuch beschreiben, anders zu sein als die anderen.

Er liegt in seinem Hotelbett in Monrovia, telefoniert herum und schreibt E-Mails mit der Betreffzeile *High Delegation from Germany*; so drängt er sich auf die Liste der Vereinten Nationen für einen Flug nach Sierra Leone. Als Lindner am nächsten Morgen aus seinem Krankenzimmer auftaucht, ist der deutsche Botschafter erleichtert.

»Okay. Du musst jetzt eine Stunde lang gesund aussehen«, sagt der Botschafter. Beim Medizintest in den Baracken des UN-Hauptquartiers, den jeder absolvieren muss, der in diesen Zeiten als Helfer in Westafrika unterwegs ist, schafft Lindner knapp 37 Grad. Hatten Sie in der-



Ein deutscher Helfer im Schutzanzug wäscht sich mit Chlor. Er hat gerade einen Patienten untersucht

letzten Zeit Fieber? Nein, kreuzt Lindner an. Kopfschmerzen? Nein. Erschöpfung oder Schwäche? Nein. Man fragt sich, welche überirdischen Mächte diesem Mann eingeredet haben, dass er unbedingt einem tödlichen Virus hinterherreisen muss.

Als Lindner am Tag darauf in Sierra Leone landet und mit seinem ständigen Begleiter, einem silbernen Rollkoffer, über das Flugfeld läuft, geht es ihm schon viel besser. Im winzigen Empfangsgebäude wird er erwartet. Eine zierliche Italienerin Anfang 40 steht dort, Lindner fällt ihr in die Arme wie ein sehnsüchtiger Teenager. »Eigentlich dürfen wir uns ja nicht berühren«, sagt er. Ebola-Regel Nummer eins. Dann küsst er sie auf den Mund.

Laura Sustersic, Lindners Frau, arbeitet für die Welthungerhilfe, sie ist vor ein paar Wochen nach Sierra Leone entsandt worden. Gemeinsam wollen die beiden nun zum Epizentrum der Seuche fahren, in das Grenzgebiet zu Liberia und Guinea. »Das hat was von Familienausflug«, findet Lindner.

Tags darauf sitzen sie in einem abgetakelten Helikopter, unter ihnen zieht Sierra Leone vorbei, Flüsse mit der Farbe von Erde, Palmenwälder, staubige Straßen. Ein paar junge Mitarbeiter von Hilfsorganisationen fliegen auch mit. Vor dem Start hatten sie skeptisch die sibirische Crew



Eine Straße in Kono District, Sierra Leone. In dem Land erkrankten die Menschen immer noch an Ebola

gemustert, die hier im Auftrag der Vereinten Nationen umherfliegt. Sie hatten ihre Ohropax herausgeholt und Tabletten gegen die Übelkeit geschluckt, als plötzlich dieser entspannte Fremde auftauchte, der ihr Vater sein könnte. Lindner trägt an diesem Tag seine weiße Reisehose und ein weites weißes Hemd, dazu eine John-Lennon-Sonnenbrille. In der Hand hält er eine Kamera. Er sieht aus wie ein touristisch interessierter Althippie. Es ist heiß und laut, und Lindner presst seinen Kopf gegen die Wand, um das Dröhnen zu spüren. Er schließt die Augen und lächelt.

Irgendwo im Niemandsland, in einer verlassenem Geröllwüste, setzen die Russen ihren Helikopter auf. Draußen läuft eine Horde halb nackter Kinder zusammen, mit denen Lindner gleich Freundschaft schließen wird. »Mein Gott, wieder in Afrika«, murmelt er.

Es gibt einen Tag, sozusagen den Stichtag, an dem klar wurde, was in Westafrika auf dem Spiel stand. Das

war der 8. August 2014. An jenem Freitag tritt in Genf Margaret Chan, die Chefin der Weltgesundheitsorganisation (WHO), vor die Presse. Sie erklärt Ebola zum »globalen Notfall« und fordert die reichen Länder zum Einschreiten auf. Bei der Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen schöpfen sie damals Hoffnung. Seit Wochen haben sie gewarnt, Ebola gerate außer Kontrolle. Im August 2014 kämpft Ärzte ohne Grenzen mit 1100 Helfern ganz allein gegen die Seuche. Sie sind am Limit. In Westafrika fehlen Krankenstationen, Ärzte und Pfleger.

Es sind die Tage, in denen Walter Lindner in Caracas sitzt und darüber nachdenkt, was in der Welt los ist. In Gaza und der Ukraine wird gekämpft, aus Syrien und dem Irak fliehen Zigttausende. Lindner ist seit zwei Jahren deutscher Botschafter in Venezuela. Jetzt fühlt er sich am Rand des Geschehens, und Lindner ist keiner, der sich gern so fühlt.

Versucht man heute zu verstehen, was sich nach dem 8. August in Ber-

lin abspielte, stößt man auf wenige auskunftsfreudige Gesprächspartner. Sagen lässt sich aber, dass die Regierung die Dramatik dieser Epidemie zumindest früh erkannt hat.

Zuständig für Weltkrisen aller Art und humanitäre Hilfe ist das Auswärtige Amt. Dort tagt der Krisenstab. Aber die Beamten sind im Routinemodus, sie tun das, was sie tun sollen; sie überlegen, ob sie vor Reisen nach Westafrika warnen oder die Botschaften dort evakuieren sollen. Sie richten ihre Analytikerblicke darauf, was Ebola für Deutschland bedeutet. Das ist wichtig. Nur lässt sich eine Seuche so nicht bekämpfen. Die mächtige Runde der Direktoren im Auswärtigen Amt tagt. Danach passiert nichts. Im Kanzleramt treffen sich Abgesandte einiger Ministerien. Danach passiert wieder nichts. So vergeht die Zeit, in Afrika erkranken Woche um Woche mehr Menschen, und in Deutschland kreist die Behördenbürokratie um sich selbst. Bei Ärzten ohne Grenzen sind sie fassungslos. Sie haben das Gefühl,

sie rufen Fragen in einen Wald ohne Echo. Am 5. September, Ebola ist seit einem Monat ein »globaler Notfall«, schreiben sie einen vertraulichen Brief an die Bundeskanzlerin: »Situation außer Kontrolle ... rufen Sie dazu auf, Ressourcen zur Verfügung zu stellen ...« Keine Antwort. Es ist paradox. In Berlin reden sie davon, sich stärker in der Welt engagieren zu wollen. Das Auswärtige Amt hat Strategiepapiere erarbeitet, in denen von »ethischer Verantwortung« die Rede ist, von »internationaler Solidarität mit Menschen in Not«. Aber während im Spätsommer 2014 Menschen in Monrovia auf der Straße sterben, weil die Stationen für Ebola-Kranke überfüllt sind, laufen in Berlin Ja-aber-Beamte herum, die wortreich erklären, warum ihnen die Hände gebunden sind.

Ein armes Land namens Kuba kündigt an, 160 Ärzte nach Westafrika zu entsenden. Die reichen USA setzen 3000 Soldaten in Marsch. Da spricht Angela Merkel ein Machtwort. Nun versuchen die Politiker, die Mängel des Apparats durch persönliches Engagement und Improvisation zu beheben. Merkel telefoniert mit Ärzten ohne Grenzen und überredet das Deutsche Rote Kreuz, das bis dahin durch Nichtstun aufgefallen ist, Helfer nach Westafrika zu schicken. Verteidigungsministerin von der Leyen ruft ihre Soldaten zu einem freiwilligen Einsatz auf. Und am 1. Oktober, um fünf Uhr morgens Ortszeit, hat Walter Lindner in Caracas den Außenminister am Handy: Steinmeier ernennt ihn zum Ebola-Beauftragten. Lindner setzt sich ins nächste Flugzeug nach Deutschland. Später wird es heißen, ein anderer Kandidat für seinen Posten sei Ronald Pofalla gewesen.

In Berlin kommt Lindner für ein paar Tage bei seiner erwachsenen Tochter Samira unter. Heute sagt sie, sie habe ihren Vater noch nie so aufgeregt erlebt. Er sitzt nachts da, im ganzen Zimmer Fachliteratur ausgebreitet, in den Augen die Panik: vor dem Chaos in der Regierung, den kritischen Fragen der Journalisten –

und vor dem Virus. »Ausgerechnet Ebola«, denkt Samira Lindner. »Er ist doch so tollpatschig.«

Lindner stellt sich einen Stab zusammen, Leute aus den verschiedenen Ministerien, von der Bundeswehr. Die Teile des Apparats sollen jetzt ineinandergreifen. Und am 10. Oktober fliegt Lindner zum ersten Mal in die Krisenregion, wo sich die Zahl der Ebola-Toten seit August mehr als verdreifacht hat, auf 3500. Seine Aufholjagd hat begonnen.

Reist man ein halbes Jahr später mit Walter Lindner herum, fragt man sich, ob man in Westafrika irgendeinen Menschen findet, der ihn noch nicht ins Herz geschlossen hat. »Welcome back, Sir Watta!«, rufen die Gepäckträger am Flughafen. »Kommst du bald wieder?«, rufen die Ebola-Waisen im Kinderheim der Hilfsorganisation Don Bosco.

Lindner und Laura Sustersic, seine Frau, sind stundenlang in einem Jeep der Welthungerhilfe durch den Busch gefahren, entlang illegaler Diamantenminen und einsamer Hütten, als sie in dem Dorf Kobundu vom *paramount chief* empfangen werden, dem regionalen Häuptling hier. Er trägt ein sackartiges gelbes Ehrengewand und eine goldene Medaille um den Hals.

Auf der Terrasse vor dem prächtigen Wohnhaus des Chiefs, der sein Geld mit Diamanten gemacht hat, warten die lokalen Autoritäten, Frauen in weiten Kleidern, Männer mit ernsten Gesichtern. Sie wundern sich. Dieser Deutsche soll einer der wichtigsten Männer seines Landes sein, aber er hat eine eigenartige Frisur. Lindner und seine Frau nehmen Platz auf einem Sofa mit Tigermuster. Jemand bringt einen Ventilator.

»Ich bin gekommen«, verkündet Lindner, »um zu verstehen, wie wir gemeinsam die Seuche endgültig besiegen können.«

Der Chief wägt seine Worte. Mit leiser Stimme erzählt er, wie ihn seine Regierung im Kampf gegen das Virus alleinließ. Freetown, die Hauptstadt von Sierra Leone, keine 400 Kilometer entfernt, erscheint von

diesem Dorf aus wie eine Metropole auf dem Mond. Der Chief hat den Menschen verboten, ihre Toten zu waschen, wegen der Infektionsgefahr. Er ließ Checkpoints aufbauen, und seine Männer überwachen die Grenze zu Guinea, um Kranke aus dem Verkehr zu ziehen. Bushmeat, das billige Fleisch von Affen und Flughunden, ist geächtet, darin könnte das Virus lauern.

Bei jeder Maßnahme, die der Chief aufzählt, applaudieren seine Leute, Lindner und seine Frau applaudieren auch. Sie sehen hier, was der Kampf gegen Ebola in den Dörfern bedeutet. Es ist wie der Blick durch ein Mikroskop, der Unterschiede offenlegt. Anderswo waschen die Leute ihre Leichen noch selber, sie glauben nicht an Ebola und halten im Busch heimlich Zeremonien ab, Rituale voller Blut und Grauen. Wenn man eine Seuche wie Ebola besiegen möchte, muss man Chiefs wie diesen hier auf seine Seite ziehen.

Fisch und Dosenbier werden aufgetragen. Lindner hasst Fisch und Alkohol, seitdem er vor vielen Jahren eine Hepatitis überwunden hat. »Kinder«, sagt er, »da müssen wir jetzt durch.« Er sammelt solche Begegnungen wie andere Leute Briefmarken. Nicht immer ist klar, ob sie der eigenen Erleuchtung dienen sollen; aber sie helfen im Kampf gegen das tödliche Virus. Natürlich wird er später von seinem Treffen mit dem Häuptling in Ausschüssen, Frühstücksrunden und Lenkungstreffen erzählen. Im Berliner Regierungsviertel ist Walter Lindner ähnlich beliebt wie in Westafrika. Er füttert den Betrieb mit seinen Augenzeugenberichten wie einer dieser Abenteurer, die mit ihren Diavorträgen durch deutsche Städte ziehen.

Egal wo er ist, Lindner hinterlässt den Eindruck, als sei er gerade nur auf Zwischenhalt. Die Berufskrankheit aller Abenteurer droht auch ihm: die Erlebnissucht. Das Immerweiter, Immer-mehr.

Walter Lindner kann stundenlang von den Songs erzählen, die ihn sein Leben lang begleitet haben. Es klingt

dann, als meine er echte Freunde. Einer stammt von James Taylor und heißt *Walking Man*:

Walking man, walking man walks

Any other man stops and talks

But the walking man walks

Walter Lindner, 1956 geboren, stammt aus einer bürgerlichen Münchner Familie. Der Vater war als kaputter Mann aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, ihm waren dort die Zehen erfroren und die Gefühle dazu. Er wurde Schuldirektor und flüchtete sich vor den Zumutungen der Realität in die Altphilologie. Die Mutter eine brave Frau: Pünktchenkleid, Katzenbrille, was sollen die Nachbarn denken? Abends legte sie die Kleidung raus, die man morgens anziehen musste.

Walter Lindner ist zwölf, als er im Fernsehen einen langhaarigen Irren sieht, den Sänger einer Band namens Jethro Tull. Der kann auf seiner Querflöte spielen und gleichzeitig

singen. Walter spart auf eine Querflöte, übt und übt, und irgendwann zieht er durch die Parks von München und ist der Sänger von Jethro Tull, inklusive der langen Haare. Um seine Frisur zu schützen, boykottiert er die Schwimmstunde.

Er ist 14, als im Fernsehen ein Konzert für Kriegsoffer in Bangladesch läuft, da sieht er jemanden die Sitar spielen und fängt an, von Indien zu träumen. Hermann Hesse, Siddhartha und Meditation, die große Reinigung des Selbst. Seine Reise beginnt. Zunächst führt sie nur jeden Freitagabend in die Disco, dort läuft Pink Floyd, was zu rauchen gibt es auch. Jugendjahre. Abschied von der Welt seiner Familie, der Welt von gestern. Nach dem Abitur überführt er Lkw nach Damaskus, Bagdad, Teheran. Als er 40 000 Mark zusammenhat, näht er sich eine Geldtasche in die Schlaghose und reist los, nach Osten. *And the walking man walks.* Lindner

fährt durch Indien, dann durch halb Asien, dann quer durch Amerika. Als er nach dreieinhalb Jahren wieder in München ankommt, fast schon ausgewildert, ist er für ein Normalleben verloren. Er studiert eine Weile Musik am Konservatorium, aber auch dort leben sie dieses Ich-muss-Leben, das er so hasst. Lindner fährt lieber nachts Taxi und studiert Jura. Er bewirbt sich für den diplomatischen Dienst – und wird angenommen.

Erste Posten in der Türkei, Nicaragua, New York. Zu seiner eigenen Überraschung erweist Lindner sich als guter Diplomat, weil er organisieren kann und überall gemocht wird. Er fühlt sich dennoch fremd im Auswärtigen Amt. Walter Lindner würde das nie sagen: Aber er kann nichts anfangen mit der Herrschaft des Protokolls, mit Debatten um Strategiepapiere und darum, ob im Resolutionsentwurf der sechste oder der siebte Satz geändert werden



Der »paramount chief« aus Kobundu, Sierra Leone, und seine Frau haben Lindner eingeladen

muss. Seine Stärke liegt im Reisen, der Improvisation vor Ort.

Es ist dann ein anderer Außenseiter, der Lindner aus der Masse heraushebt. Joschka Fischer macht ihn zu seinem Sprecher. So unterläuft ihm, wie so vielen Nachkriegskindern, wider Erwarten eine Karriere.

Lindner nimmt in dieser Zeit das Handy mit ins Badezimmer, wenn er duschen geht, weil der Chef jederzeit anrufen könnte. Er liefert sich dem despotischen Fischer aus, unterwirft sich ihm wie einem Sektenführer, vielleicht weil er spürt, dass ihm dies nützen wird. Man sollte ihn nicht unterschätzen. Wer eine Panik davor hat, geistig sesshaft zu werden, der kann es weit bringen.

Lindner hatte Kollegen, bei denen sagte die Frau irgendwann: »Fischer oder ich!« Die Kollegen haben sich meist für die Frau entschieden.

Medine Lindner sitzt in einem Café in Berlin-Kreuzberg. Lindners erste Frau ist eine Kurdin mit tiefer, warmer Stimme und schwarzer Lederjacke. Anfang der achtziger Jahre stieg

sie am Münchner Hauptbahnhof in sein Taxi. So begann eine Liebe, die fast drei Jahrzehnte hielt.

Während er seine Karriere machte, zog sie die Tochter groß und engagierte sich nebenher für soziale Projekte. »Er arbeitete, ich habe verzichtet«, sagt sie. »Das war meine Rolle.« Die Ehe überlebte Joschka Fischer, nicht aber Walter Lindners Liebe zur Ferne. Heute sitzt Medine Lindner im Vorstand eines kurdischen Vereins und gibt Alphabetisierungskurse für Migranten. Ihr Exmann ist weitergezogen.

Laura Sustersic lernt er 2011 in Kinshasa kennen, bei einem Empfang in der deutschen Botschaft. Er ist damals Afrika-Beauftragter und auf einer dieser Reisen: Äthiopien–Uganda–Ruanda–Kongo–Nigeria–Ghana–Elfenbeinküste. Er macht an jenem Abend ein bisschen Musik mit einem kongolesischen Rapper, dann steht da diese Entwicklungshelferin. Sie vermutet zunächst, es handle sich um einen Diamantenhändler. Danach sehen sie sich in Angola, fahren

durch Mali bis nach Timbuktu, eine Liebe in Afrika.

Zur Hochzeit lädt Lindner seine Jugendfreunde ein, darunter ein bekannter Strafverteidiger, aber auch ein Immer-noch-Taxifahrer. Und ein Tibet-Liebhaber, der in Haft saß, weil er nicht nur Klangschalen importiert hatte, sondern die ein oder andere Droge dazu. Lindner hält den Kontakt zu ihnen allen, so wie er den inneren Kontakt hält zu dem jungen Mann, der er einmal gewesen ist. Ob Musiker, Anwalt oder Taxifahrer, sie alle sagen, er sei der gleiche Mensch wie damals. Lindner selbst sagt, sein gefühltes Alter sei 20.

Er wirft seiner Tochter vor, sie sei »spießig«, weil sie in Berlin wohnt und nicht irgendwo im Dschungel. Samira Lindner hat in London studiert, sie hat für internationale NGOs gearbeitet, demnächst fängt sie bei der Weltbank an. Sie ist 25 Jahre alt. Wer sie trifft, lernt eine junge Frau kennen, die mit ihrem Lebenstempo versucht, ihr Vorbild einzuholen – den eigenen Vater.



»Ebola gibt es wirklich«: Ein Hinweisschild im JFK-Krankenhaus in Monrovia, Liberia

Walter Lindner gehört einer Generation an, die keinen Widerspruch dazwischen sieht, die Welt retten zu wollen und dabei sich selbst zu finden. Er führt Friedenssongs mit kenianischen Musikern auf, er besucht somalische Piraten im Gefängnis und schaut bei Ureinwohnern am Amazonas vorbei. Auf seinen Reisen durch Westafrika hat Lindner mit lebensmüden Müttern geredet, denen die Seuche ihre Kinder geraubt hat. Er hat die Orte besucht, wo sie die Kranken behandeln, und er hat einen dieser Astronautenanzüge angezogen, weil er wissen wollte, wie sich ein Arzt darin fühlt. Einem wie ihm nimmt man ab, wovon er redet, wenn er den Mund aufmacht.

Je länger Walter Lindner durch Sierra Leone fährt, desto mehr erholt er sich, er hustet kaum noch. An einem Morgen steht er am Rand der Stadt Kenema vor einer Reihe trauriger Häuser mit Wellblechdächern. Ein paar Hühner laufen herum, und ein Mittzwanziger im Muskelshirt berichtet Lindner, 38 Mitglieder seiner Familie seien an Ebola gestorben. Lindner blickt zu Boden.

Kaum einen Ort im Land hat die Seuche verheert wie diesen. In der Aruna Street hat jeder jemanden verloren. Nun laufen sie zusammen, lauter Überlebende, und führen die Fremden zum einzigen Toilettenhäuschen, dem Vorposten, von dem

aus das Virus ihre Straße eroberte. Eine Bude aus rohem Stein unter einem dünnen Baum. Die Märkte haben geschlossen, sagen sie. Sie haben kein Geld mehr für die Schule, sie können nicht mehr auf die Felder gehen, und manchen ist das Haus leer geräumt worden, weil kein Mann mehr da war, der es schützen konnte. Schweigen. Lindner weiß nicht, was er sagen soll. Dann setzt er zu einer hilflosen Rede an, die davon handelt, dass sich in den Träumen und Zielen der Überlebenden eine neue Zukunft ankündigt. Er klingt ein wenig wie Joachim Gauck. Als er zum Auto zurückläuft, sieht Lindner erschöpft aus.



Lindner verabschiedet die Helfer der Bundeswehr am Flughafen von Monrovia, Liberia

Am Tag darauf sorgen er und seine Frau dafür, dass die Menschen in der Aruna Street Matratzen und etwas zu essen bekommen. Lindner weiß, er sollte sich lieber um Strukturen als um Einzelfälle kümmern. Aber hier kann er nicht anders. Sierra Leone ist heute das Land mit den meisten Ebola-Infizierten – Nothilfe aus Deutschland erreicht die Menschen nur über ein paar tapfere Einzelkämpfer. Dabei hat die deutsche Regierung doch vor einem halben Jahr den Kampf gegen das Virus aufnehmen wollen. Es ist, als sei Walter Lindner mobiler als das Land, das ihn losgeschickt hat. Und darin liegt ein Problem.

Als Lindner im Oktober 2014 Ebola-Beauftragter wird, haben sie in der Regierung schon festgelegt, was sie tun wollen für Westafrika. Die Bundeswehr organisiert eine Luftbrücke, und ein Airbus der Lufthansa wird umgebaut, mit dem infizierte Helfer ausgeflogen werden können. Die Deutschen wollen auch eine eigene Krankenstation einrichten, mitten in Monrovia, wo damals die Kurven auf den Computern der Seuchenstatistiker nach oben schießen.

Ärzte und Pfleger der Bundeswehr und des Roten Kreuzes sollen die Station gemeinsam betreiben. Ein Vorauskommando landet in Monrovia. Der technische Leiter bestellt Bobby-Cars und anderes Plastik-

spielzeug, das man gut desinfizieren kann. Sie wollen alles tun, um für die Ebola-Kranken da zu sein; vor allem für die Kinder.

Aber dann scheint sich die Zeit zu dehnen. Walter Lindner hat die Handynummern der wichtigsten Minister, regelmäßig trifft er die Kanzlerin, man hat ihm »völlig freien Durchgriff« zugesagt. Doch der vereinte Wille der deutschen Spitzenpolitik ist nichts gegen die deutsche Verwaltungsbürokratie. Wenn es darum geht, Freiwillige in ein Ebola-Gebiet zu schicken, sind viele Bedenken möglich. Arbeitsschutz und Fürsorgepflicht, Versicherungsfragen und Versorgungs- und Evakuierungsketten, das muss erst einmal besprochen werden, denn Deutschland ist ein Land, das für alles einen Plan braucht.

Während in Afrika die Menschen sterben, verfassen fünf Institutionen der Bundeswehr, darunter das Zentrum für Operative Kommunikation und das Zentrum für Geoinformationswesen, eine »Beratungsunterlage« über die Krisenregion. Darin wird über Flora und Fauna aufgeklärt (»Tüpfel- und Streifenhyäne kommen vor«), auch über das Wesen der Einheimischen (»Zischen ist eine übliche Form, auf sich aufmerksam zu machen«). Und über Wissenswertes aus der Vergangenheit: »Die Abtrennung Amerikas von Afrika war das letzte geologische Großereignis.« Es ist alles sehr grundsätzlich.

Auch auf der Baustelle in Monrovia geht es langsam voran. Dort hat die WHO das Sagen, ständig gibt es Probleme. Fußböden sind feucht, Rohre sitzen falsch. Ärzte ohne Grenzen braucht keine drei Wochen, um eine Krankenstation zu bauen. Sie stellen einfach ihre Zelte auf.

Die Ebola-Station der Bundesrepublik eröffnet am 23. Dezember, fast fünf Monate nachdem die WHO den »globalen Notfall« ausgerufen hat. Sie könnte gleich wieder zumachen. Die Patienten fehlen. In Monrovia's Hauptstadt infizieren sich zum Jahresende höchstens ein, zwei Menschen am Tag. Die Krise

ist längst weitergewandert wie eine Gewitterwolke, aufs Land, rüber nach Sierra Leone.

Die Deutschen aber, sie folgen dem Virus nicht. Immer wieder redet Lindner in den Lagebesprechungen in Berlin auf seine Leute ein. Er möchte die Helfer von Liberia nach Sierra Leone verlegen. Aber die Bundeswehr hat ihren Befehl, »Weisung EinsFüKdoBw zur Aufstellung des DEU Ktgt HumHi WA«, und darin steht Monrovia. So sitzen sie fest, mit ihren ausgetüftelten Befehlsketten und einem deutschen Krankenzug für den Eigengebrauch. Am Ende haben sie zu viel geplant. Sie wollten alles richtig machen, deshalb machen sie es falsch.

Und so kann Lindner auf seiner Reise im März die Bundeswehr schon wieder aus Liberia verabschieden. Sie fliegt heim, das Rote Kreuz demnächst hinterher, als gäbe es kein Sierra Leone und kein Guinea, wo immer noch Menschen an Ebola sterben.

Redet man mit denen, die mit Lindner gearbeitet haben, in Berlin und in Westafrika, dann hört man viel Lob. Er habe organisiert, was zu organisieren war. Die Luftbrücke klappte, die NGOs hatten ihren Ansprechpartner, Hilfgelder wurden ausgezahlt, die Medien hielten still. Ja, die Deutschen haben vor Ort geholfen, dank Lindner. Aber den Regierungsapparat hat er nicht neu programmiert. Und so liegt Walter Lindners größte Leistung wohl darin, nach einem halben Jahr in diesem Amt nicht frustriert zu sein.

»Lindner hat unsere Anliegen verstanden«, sagt einer aus der Führung von Ärzte ohne Grenzen. »Ich glaube, er hätte gerne viel mehr getan.« Schwere tropische Wolken stehen über Monrovia, als die letzten Helfer der Bundeswehr und des Deutschen Roten Kreuzes ihren Ebola-Beauftragten zu Gast haben. Stuhlkreis, drei Dutzend Frauen und Männer im Neonlicht eines Hotelsaals, Pfleger in Flip-Flops, Bundeswehrfrauen in Uniform. Alle sind freiwillig nach Liberia gekommen. Von der Wand

blickt der Bundespräsident herab, als jeder seine Geschichte erzählt.

»Ich habe im vergangenen Herbst über Ebola in der Zeitung gelesen. Ich wollte Menschen retten«, sagt die Pflegerin aus Stuttgart. Wochenlang hat sie mit ihrem Krankenhaus um die Freistellung für diesen Einsatz gekämpft, als hätte sie bezahlten Urlaub beantragt.

Der Tropenarzt aus München: »Ich musste sechs Wochen lang auf deutschen Ämtern herumlaufen und beweisen, dass ich Arzt bin. Es war absurd.«

Die Notärztin aus Bochum: »Zwei Monate habe ich auf Antwort vom Roten Kreuz gewartet, ob die mich wollen. Fast hätte ich aufgegeben.«

So viel guter Wille, versammelt an einem Samstagabend mit Ausgangssperre in Liberia, an dem ständig der Strom ausfällt. An diesen Menschen liegt es nicht, dass der Kampf gegen Ebola zu spät begonnen und an der falschen Stelle ausgetragen wurde.

Im Frühjahr 2015 diskutieren Politiker und Experten darüber, was sich ändern muss, bevor die nächste Seuche kommt. In einem seiner Vorschläge skizziert Walter Lindner das Modell einer medizinischen Eingreiftruppe, unter dem Dach der EU oder der deutschen Regierung. Ein internationales Hilfswerk mit Feldlazaretten, freiwilligen Ärzten und Pflegern, die sofort losfahren könnten, wenn die Welt sie braucht. Im Juni, beim G-7-Treffen der Staatschefs in Bayern, soll über den Aufbau solcher »Weißhelme« geredet werden. Die große Aufgabe liegt jetzt darin, der deutschen Regierungsbürokratie das humanitäre Denken beizubringen. Auch im Auswärtigen Amt haben sie nachgedacht und eine eigene Abteilung für Krisen gegründet. Ob sich dahinter mehr verbirgt als eine Reform des eigenen Organigramms, bleibt offen. In Berlin wünschen sich viele, dass Walter Lindner dabei mitmacht, vielleicht als eine Art Koordinator für humanitäre Krisen.

Schlimm, ganz schlimm, wenn er einfach verschwinden würde, heißt es bei Ärzte ohne Grenzen. »Wir

brauchen ihn. Bitte geben Sie ihm das mit auf den Weg«, sagt auch ein hochrangiger Bundeswehrosoldat.

Für seinen letzten Tag in Westafrika hat Walter Lindner sich etwas Besonderes überlegt. Mit seiner Frau fährt er raus aus dem Chaos der Hauptstadt Sierra Leones, die Küste entlang auf einer einsamen Straße, bis sie den »River No. 2 Beach« erreichen. Weißer Sandstrand, türkisfarbene Wellen, ein Fernwehpanorama, umgrenzt von sanften grünen Hügeln. Hier wurde mal die Werbung für den Bounty-Riegel gedreht. »Der Geschmack des Paradieses.«

Walter Lindner sucht sich einen Platz im Schatten und schaut aufs Meer. Er trägt Shorts und Flip-Flops und redet darüber, was es ihn kosten würde, in Berlin das System zu verändern. Keine Reisen mehr durch Afrika, stattdessen jahrelange Machtkämpfe, von denen er nicht weiß, ob er sie gewinnen könnte. »Ich bin nicht der Guru

der humanitären Hilfe«, sagt Walter Lindner. Er will es nicht sein.

Seine alten Freunde, vom Taxifahrer bis zum Anwalt, sagen dies über ihn: Man könne ihn nur über die Musik verstehen, die er macht. Lindner sei einer, der improvisiert. Er spiele nicht nach Noten. Er gehe raus auf die Bühne und finde dort seine eigene Melodie. So schaffe er Momente des Gelingens, die einmal aufblitzen, um dann zu verglühen.

Vergangene Woche hatte Walter Lindner seinen letzten Auftritt als Ebola-Beauftragter vor der deutschen Presse. Sein Stab ist jetzt aufgelöst, formell behält er das Amt noch eine Weile. In ein paar Wochen geht er als deutscher Botschafter nach Südafrika, die Nachrichten vom endgültigen Ende der Ebola-Epidemie werden ihn in Pretoria erreichen, die Meldungen über den Beginn der nächsten großen humanitären Krise vielleicht auch.

Walter Lindner, der Mann, der sich für nichts zu schade ist außer für ein Leben am Schreibtisch, kann dann aus der Ferne verfolgen, wie sich der Regierungsapparat beim nächsten Mal anstellt.

Lindner nimmt seine Kamera und wendet sich dem Strandpanorama zu wie einer Verheißung. Er wird die Fotos auf seinem Rechner hochladen, dort liegt der Ordner »Perfect Beach«. Der perfekte Strand, schwärmt Lindner, habe gebogene Palmen, weichen Sand, wenig Wellen und keine Menschen. Seine Suche danach führte ihn schon auf die Bahamas, die Seychellen, nach Tahiti. Walter Lindner wird weiterziehen, so wie er immer weitergezogen ist – auf der Suche nach dem vollkommenen Strand, dem nächsten Abenteuer. *The walking man walks.*